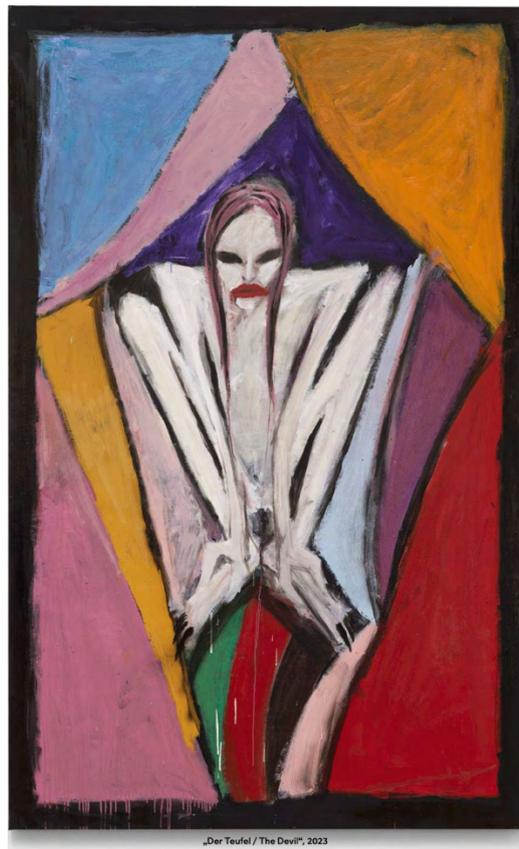


Monopol Magazine, Germany, 2024, Laura Ewert

Zwischen gothic und kunstgeschichte findet Tobias Spichtig soghafte bilder für den kalten hauch der gegenwart

Porträt.TOBIAS SPICHTIG



Man hat nicht unbedingt das Gefühl, dass Tobias Spichtig besonders gerne über seine Kunst redet, zwischen diesen unglaublich vielen Pinseln und Tuben in seinem Studio, in dem die Vorhänge zugezogen sind und die Lüftung den Kampf gegen den Geruch der Ölfarbe verliert. Wir stehen an einem bauchnabelhohen Tisch, und im Qualm der Parliament-Zigaretten geistern einige Worte herum. Mystik. Mode. Malen. Sonic Youth. Schönheit. Spichtig trinkt Wasser mit Kohlensäure, irgendwo steht Instantkaffee, der Künstler sieht angemessen abgearbeitet aus. Und er könnte ja jetzt hier mal darlegen, was die Bilder bedeuten, die da an der Wand lehnen, bevor sie in ein paar Tagen in die Ausstellung nach Basel gefahren werden. Aber so einfach macht er es einem glücklicherweise nicht.

Komische Porträts sind das. Eine Feier der neuen ugliness, die ja jetzt Schönheit ist. Mit spitzen Ohren und großen Augen – leer. Aufgepuschete oder verwischte Münder. Schmal zerlaufende Körper. Strange Figures, die ein bisschen an Rave-Aliens erinnern und an Modefotografien aus US-Magazinen. Rick Owens ist unter den Porträtierten. Die Musiker Blackhaine und Izzy Spears. Die Künstlerin Pan Daijing. Martina Tiefenthaler, Designerin bei Balenciaga und eine Freundin von Spichtig. Agnes Gryczkowska, Musikerin, Autorin, dem Künstler ebenfalls bekannt. Wie ein Cast in einem Film, sagt er. Die Figuren werden in eine künstliche

Beziehung zueinander gesetzt. Manchmal malt er zwei Versionen von den Porträts. Wieso? „Weil ich so nervös bin?“

Seine Malerei sieht verhuscht aus, dabei sitzen die Lichtreflexe genau, Hintergründe haben einen rothkohaften Sog. Haaransätze schneiden nicht. Die Bilder erinnern an Malereien an Wänden von alternativen Jugenddiscos, gleichzeitig steckt viel Kunstgeschichte darin. Spichtig malt seinen Cast sehr aufmerksam. Und in unnützen Posen. Die Positionen sind untätig, liegen, sehen gut aus, vielleicht denken sie. Oder sie sind im Weg. Ähnlich wie seine Geister-Skulpturen aus in Kunstharz gehärteten Kleidungsstücken, die er 2019 in Balenciaga-Stores gezeigt hat und die er in ebensolche Posen gesetzt hat. Sie sind leer. Sie sind gleichzeitig superpräsent und nicht da. Man spürt ihnen nur hinterher. Ihren Andeutungen in Nebelschwaden, ihren Gerüchen und Geräuschen. Ihren schmerzenden Verbiegungen. Kann man Geister fassen? Wenn sie verschwinden, sobald man sie zu greifen versucht?

Tobias Spichtig, 1982 bei Luzern geboren, upcoming since 2005, wie er lächelnd sagt, hat seine Kunst im Museum Folkwang gezeigt, in der Kunsthalle Wien oder im Berghain. Er ist als Sänger aufgetreten, hat Scott-Walker- oder Shirley-Bassey-Songs gesungen, hat an der Berliner Volksbühne geschauspielert, auch ihn kriegt man nicht so leicht gefasst. Vielleicht weil Schweizer ihre Aussagen oft mit einem verwirrenden „Oder?“ beenden. Vielleicht weil er sich nicht so leicht zusammenfassen lassen möchte. Es ist nicht so, dass er verschlossen wirkt, eher verschachtelt. Vielleicht nicht interessiert an Lösungen. Vielleicht nicht interessiert an so vielen Worten über seine Kunst, wie man erwartet hätte, bei der Wucht, die sie manchmal hat. Da ist zum Beispiel diese Skulptur aus einer Türklinke einer öffentlichen Toilette, das Sichtfeld steht auf Rot, das Klo ist besetzt, verschlossen. Die Klinke ist aber heruntergedrückt. Von wem? Warum? Wer ist hier gefangen? Ein leichter Horror, ein großer Scherz?

Oder die Matratzen, die er 2022 auf den Boden der Berliner KW Institute for Contemporary Art gelegt hat. In unterschiedlichen Größen, mit unterschiedlich gefärbten und befleckten Laken wirkten sie wie eine raumgreifende Malerei. Man trat ein in die Intimität von Fremden und lief unsicher über die weiche Oberfläche, wie ein Kind, das zu fliehen versucht. Interessiert es ihn, Dinge zu sammeln? „Ich kann in einem Gegenstand sehr viel sehen. Er hat inhärente Geschichten“, sagt er. Da habe er Heiner Müllers Formulierung „Aufenthalt in einem Material“ wörtlich genommen.

Als er 2018 in Malta ausstellte, hat er gebrauchte Kühlschränke vor seinen Bildern platziert, teilweise so, dass die Bilder gar nicht mehr richtig zu sehen waren. 2020 im Spazio Maiocchi in Mailand waren es Klimaanlage, 2021/22 im Swiss Institute in New York Glasvitriolen aus dem Einzelhandel, die die Besucher aus dem Raum zu drängen schienen.

Spichtigs Kunst hat die angenehme Eigenschaft, keine Ausrufezeichen zu haben. Kein Satz, der unterstrichen gehört. Keine Slogans. Kunst ist das, was du draus machst, denkt man vielleicht als Kind der 1990er. Es ist alles im Kopf, reagiert auf bereits Erlebtes. Seine Kunst ist so angenehm cool, dass man sich selbst bestätigt fühlt in dem, was man denkt. Gleichzeitig so cool, dass man sich ständig hinterfragt.

Spichtig wird nicht besonders explizit, wenn er über seine Kunst redet. Er bezieht sich lieber auf Namen. Bücher. Befreundete Stylisten. Kuratoren. Walter Benjamin und Caroline Busta vom sehr angesagten Kunst-Podcast New Models zum Beispiel. Seine Kunst ist weniger eine stringente Untersuchung, eher beschäftigt er sich mit dem, was ihm nahe ist. Er liebt alles, was gut aussieht, sagt er, eher so die Warhol-Strategie.

Aber jetzt mal zurück zu den Bildern, um die es hier gehen soll, die in Spichtigs bisher größter institutionellen Einzelausstellung in der Kunsthalle Basel gezeigt werden. Die Ausstellung heißt „Everything No One Ever Wanted“. Er beziehe sich dort auf den Existenzialismus, sagt er. Vielleicht ist das aber auch nur eine Fährte. Es wird jedenfalls eine Konzertbühne im oberen Stockwerk der Kunsthalle Basel eingezogen, von der aus

man die Gemälde betrachten kann und auf der dann auch drei Geister- Skulpturen stehen. Eine sitzt auf einem Bürostuhl und trägt Schwimmflossen. Dann gibt es Grabsteine, mit Nickel legiert, die ein bisschen wie Surfbretter aussehen. Mit Inschriften wie „All I Ever Wanted“. Sounds vom New Yorker Metal-Gitarristen Mick Barr werden zu hören sein. Eine Einzelausstellung sei wie ein Musikalbum, sagt Spichtig. Die Werkgruppe zeichne sich durch eine Eindringlichkeit aus, steht in der Ankündigung. Und vielleicht ist dies das beste Wort für seine künstlerische Praxis.

Spichtig umgibt das Image eines dunklen Goth-Künstlers. Er hat Ornamente auf Leinwand, auf Skateboards gemalt, die an Tribal-Tattoos auf weiblichen Steißen erinnern. Er hat dunkle Kunst gemacht, bevor sie angesagt war. Tod, Witz und Eleganz liegen bei ihm nah beieinander. Er ist auf dem Schweizer Land aufgewachsen, mit der morbiden Kunst in den Kirchen, mit dem leichten Grusel, den die Idylle hervorruft. Aber seine Kunst ist unbedingt durchsetzt mit Humor. „Der ernst gemeinte Witz ist am lustigsten“, sagt Spichtig einen dieser wenigen, dafür umso treffenderen Sätze über seine Arbeit. Aber sie ist jetzt nicht gesellschaftskritisch, oder? „Wenn sich jemand davon genervt fühlt, dann ist er ja schon ziemlich kritisiert, oder?“

Zuletzt hat Spichtig's Malerei ein neues Level erreicht. Studiert hat er in Zürich und Bern, unter anderem bei der Konzept- künstlerin Maria Eichhorn, den kanadischen Konzeptkünstler Ken Lum nennt er seinen Master. Und während er früher auch viel fotografierte, auf Leinwand printete und collagierte, hat er sich jetzt tief in die malerische Praxis versenkt, Öl auf Leinwand, seine Farben macht er teilweise selbst. Die präzise Auswahl ist ihm wichtig: „Das ist die Frequenz, auf der man arbeitet.“ Stimmung kreieren. In seinen Werken bemerkt man diese Präzision vielleicht erst auf den zweiten Blick, in seinem Atelier aber sofort. Dort hängen überall Arbeitsanweisungen an sich selbst. Erinnerungen. Die bitte nicht unbedingt aufschreiben, das sei eher nicht für die Öffentlichkeit, sagt er. Aber den einen Zettel vielleicht an dieser Stelle doch. „Eleganz Eleganz“, steht darauf.

Am Boden seines Studios stehen Birkenstocks, die so mit Farbe und Kleber bekleckert sind, dass man gar nicht mehr sicher sagen kann, ob es Birkenstocks sind. Spichtig wird es wissen, er bewundert Modedesigner. Als Kind hat er genäht und gestrickt. Er hat mit der Modeplattform Highsnobiety eine limitierte Sonnenbrille herausgebracht, ist mit Bildern von Sonnenbrillen auch bekannt geworden. Großen Brillen vor farbigem Grund, in deren Gläsern sich irgendein Licht spiegelt, hinter deren Gläsern uns vielleicht etwas beobachtet. „Ich war damals begeistert von Nikolaus von Cues, einem mittelalterlichen Mystiker, der über die Wahrnehmung gesprochen hat. Gleichzeitig liebe ich schöne Sonnenbrillen. Aber ich mache keine Arbeiten über etwas.“

Also Mode ist ein Bezugspunkt. „Einkaufen, einsammeln ist der Beginn einer Skulptur, eines Bilds. Sich anziehen bedeutet, eine Skulptur zu schaffen“, sagt Spichtig. Mode behandelt er aber nicht wie ein Modell für das Individuum, sondern schafft vielmehr visuelle soziale Typologien, die immer auch in Kontexten verankert sind, die er mit inszeniert.

Seine Kunst hat dabei eine Beiläufigkeit, die sie angenehm unprätentiös macht. Ist das gewollt? „Wenn Dinge schnell und einfach aussehen, sind sie es meist nicht.“ Und gibt es Geheimnisse in seinen Bildern? „Ich glaube nicht. Und wenn, dann würde ich sie nicht erzählen.“ Dann sagt er noch, dass Bilder nicht lügen. Und was das eigentlich bedeuten soll, das kann man ja wirklich nicht greifen, nur spüren, wie den kühlen Rauch im Raum.